

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

Susanne Fröhlich &
Constanze Kleis

Wenn ich
Dich
nicht hätte!

Freundinnen.
eine geniale Liebe

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Krüger

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8105-2544-4

Inhalt

Einleitung:
Eine wie keine ...

11

Kapitel 1
Willkommen in der Arbeitsgruppe »Freundschaft«

17

Kapitel 2
Harry, Sally und die ewige Frage, ob Männer und Frauen
Freunde sein können

35

Kapitel 3
Zwischen Fein- und Kochwäsche – eine Pflegeanleitung

48

Kapitel 4
Eine organische Verbindung: Männerfreundschaften

69

Kapitel 5
Wie man eine Freundschaft ruiniert

85

Kapitel 6
»Spiel nicht mit den Schmuttelkindern,
sing nicht ihre Lieder«

114

Kapitel 7
Die Bekannten – nichts Halbes und ziemlich viel Ganzes
128

Kapitel 8
Unter Einfluss – im Guten wie im Hochkalorischen
156

Kapitel 9
Beim Geld hört die Freundschaft auf – oder auch nicht
171

Kapitel 10
Freundschaftsanfragen
184

Kapitel 11
Freundschaft: die Zutatenliste
198

Aus dem
Nähkästchen unserer Freundschaft
209

Quellen
221

Kapitel 1

Willkommen in der Arbeitsgruppe »Freundschaft«

»Stell dir vor, du bist eine Marzipankartoffel.

Du wirst nicht jedem gefallen,
aber es gibt immer jemanden,
dessen Lieblingssüßigkeit du bist.«

Kindergeburtstag und Beichtstuhl

Eine Freundin organisiert gelegentlich Seminare, in denen man sich und sein Frausein besser kennenlernen soll. Sie hatte mich schon einige Male herzlich dazu eingeladen. Und ich hatte genauso oft ganz herzlich abgesagt. Ich dachte, ich spreche ja sowieso dauernd mit anderen Frauen, und konnte mir nicht vorstellen, was man mir überhaupt noch Neues über meine Geschlechtszugehörigkeit beibringen könnte. Ich meine, ich bin jetzt bereits über 50 Jahre lang Frau, da sollte man doch eine gewisse Expertise voraussetzen können. Irgendwann hatte ich aber so oft vorgegeben anderes zu erledigen zu haben, dass ich ein wenig um unsere Freundschaft fürchtete. Immerhin lautet eine meiner obersten Freundschaftsregeln – »Wen man mag, für den interessiert man sich auch. Inklusive allem, was zu diesem Menschen gehört, was ihn ausmacht und bewegt. Ja, sogar, wenn er Kakteen züchtet oder Bierdeckel sammelt oder Farbe beim Trocknen zuschaut.« Also sagte ich ja, und zwar zum Thema »Frauen in der Lebensmitte«. Nachdem wir alle unsere Namensschildchen hatten, wurden wir aufgefordert,

ganz spontan und sehr laut herauszurufen, was uns zu unserem Frausein in der Lebensmitte einfällt. Genau das hatte ich befürchtet: eine Mischung aus Kindergeburtstag und Beichtstuhl. Aber nun war ich einmal hier, da wollte ich auch alles richtig machen. Meine erste Assoziation zu ›Frauen in der Lebensmitte‹ war: »Endlich wird das Kinderzimmer frei!«, woraus eine andere »ich könnte heulen, wenn ich daran denke, dass meine Tochter nächstes Jahr auszieht« machte. Als jede ihr Thema beigetragen hatte, fassten wir alles in inhaltlich passende Blöcke zusammen und bildeten Arbeitsgruppen dazu. Es standen zur Wahl ›Schönheitswahn‹, ›Menopause‹, ›Leeres-Nest-Syndrom‹, ›Zukunftsängste‹ und ›Freundschaft‹. Ich nahm Letzteres. Ich meine, ich habe Freundinnen, seitdem ich im Kindergarten war, und besitze also nachweislich einige Freundschaftskompetenzen. Ich dachte außerdem, dass Freundschaft für alle so ungefähr dasselbe bedeutet und dass über Freundschaft zu sprechen ja praktisch so etwas wie der größte gemeinsame Nenner von Frauen sei. Als würde man eine Petition zum Schutz der Wale herumreichen, wären sich sicher alle sofort einig und wir würden einträchtig auf einer Welle gegenseitiger Sympathie surfen. Ich glaube, das letzte Mal, dass ich mich so irrte, war, als ich annahm, dass mir Senfgelb super stehen wird.

Salz auf unsere Wunden

Klar weiß ich, dass die Menschen verschieden sind. Bislang war ich allerdings überzeugt davon, dass wir allüberall darin übereinstimmen, was eine gute Freundschaft ausmacht. Dass sie leicht, beschwingt, beflügelnd sein sollte. So wie für mich. Dass man ohne große Worte bestens miteinander auskommt und, wo man anders tickt, großmütig toleriert, eben nicht

alles teilen zu können. Jetzt lernte ich in der ›Arbeitsgruppe Freundschaft‹ von – laut Namensschildchen – Carola, Sibylle, Eva, Marion und Alexandra im Crash-Kurs, wie sehr man sich täuschen kann. Dass es nämlich Frauen gibt, für die die Freundinnenauswahlkriterien viel zu ernst sind, um sie mal eben – so wie ich es versuchte – mit einem munteren »Hauptsache, ich kann mich darauf verlassen, dass sie mir eine Niere spenden würde, wenn ich mal eine brauche!« abzuhaken. Während ich etwa die Qualität meiner Freundschaften gerade darin sehe, wohlwollend davon auszugehen, dass die andere toll findet, wer ich bin und was ich tue, hatten andere Frauen da ganz andere Freundschaftszugangsvoraussetzungen. Carola meinte jedenfalls, »das würde mir niemals reichen!«, und sah mich dabei so mitleidig an, als hätte ich mein Leben bislang in Freundschaftsfaßeln gefristet. Sie sagte, sie würde da deutlich mehr an Zuwendung, Verständnis und vor allem »Auseinandersetzung« erwarten. An »aktiven« Herausforderungen in Form von Kritik. Am besten regelmäßig vorgetragen. »Ich möchte wissen, was an mir nicht so gut ist! Ich will hören, wo ich noch nachbessern sollte. In meiner Persönlichkeit wie an meinem Äußeren und natürlich bei meiner Arbeit, und genauso will ich das umgekehrt einer Freundin direkt sagen können, wenn mir da was nicht gefällt.« Ich wandte ein, dass man sich seine Freundinnen doch gerade deshalb aussucht, weil man sie überwiegend hinreißend findet. Und dass ich bestimmt in Tränen ausbrechen würde, wenn mir meine Beste einfach so ins Gesicht sagt, dass ich heute furchtbar aussehe und auch mal wieder ein paar Kilo abnehmen könnte. »Aber wenn es so ist?«, fragte Carola uncharmant. Und ich: »Dann weiß ich das doch selbst und brauche niemand, der auch noch Salz in all die Wunden streut.« »Aber wie willst du jemals weiterkommen im Leben, wie soll deine Persönlichkeit wachsen, wenn man dir immer alles durchgehen lässt? Willst du Freun-

dinnen oder einen Fanclub?«, wollte Carola wissen. Ich finde ja, dass das eine das andere keinesfalls ausschließen sollte. Nicht, weil ich so eitel wäre, sondern weil ich auch liebend gerne andere Frauen bewundere. Aber das brauchte ich nicht zu vertiefen, denn nun mischte sich Sibylle in die Diskussion ein. »Ich finde es unmöglich, wenn jetzt auch noch wir Frauen anfangen, einander runterzumachen. Dazu brauche ich keine Freundin, das hat schon mein Mann erledigt, bevor ich mich von ihm habe scheiden lassen.« Ehe ich mich noch darüber freuen konnte, dass mich hier wenigstens eine versteht, breitete Sibylle vor uns Freundinnenansprüche aus, die sich für mich anhörten, als hätte sie sie aus einem Stalker-Handbuch abgeschrieben: »Ich finde, Freundinnen sollten total offen sein. Ich erwarte absolute Ehrlichkeit. Ich will alles wissen und auch alles sagen dürfen. Und ich erwarte außerdem, dass wir ständig in Kontakt sind, schon, um auf dem Laufenden zu bleiben. Ich will schließlich teilhaben am Leben meiner Freundin, und umgekehrt soll sie auch Teil meines Lebens sein.« Sibylle erzählte, wie enttäuscht sie etwa damals war, als sie in ihrer Frauenwohngemeinschaft das Tagebuch ihrer besten Freundin gelesen hatte und dort Dinge erfuhr, die ihr bislang verschwiegen worden waren. »Moment mal!«, sagte ich. »Du hast IHR TAGEBUCH gelesen? Ohne ihre Erlaubnis?« »Das musste ich ja!« Sibylle schien jetzt wirklich empört, und zwar über meine Begriffsstutzigkeit. »Ich habe es ganz zufällig gefunden, als ich in ihrem Zimmer etwas gesucht habe.« Da war nicht mal der Hauch eines schlechten Gewissens. Im Gegenteil. Als ihre Freundin am Abend nach Hause kam, hat sie sie direkt noch zur Rede gestellt, wegen »des Vertrauensbruches«. Sie meint, dass ihrer Beziehung einfach die Innigkeit und »Ehrlichkeit« gefehlt hätte, die ihr so wichtig sei. Zumal die Tagebuchschreiberin der Meinung war, dass ihr das deutlich zu weit gegangen sei. Sibylle: »Ich hatte ja geahnt, dass sie

nicht alles erzählt. Und nun stand da schwarz auf weiß, dass sie mir wichtige Dinge aus ihrem Leben verschwiegen hatte.«

Das Freundschaftsförmchen

So ging es weiter mit der Feststellung, dass es offenbar ebenso wenig eine Freundschaft für alle gibt, wie Liebe für alle dasselbe bedeutet. Dass wir hier wie dort ganz und gar unterschiedlich empfinden oder auch Verschiedenes brauchen, jeder für sich seine eigenen Beziehungskordinaten, sein eigenes Freundschaftsförmchen mitbringt, ganz individuelle Bedürfnisse, Sehnsüchte erfüllt und auch Defizite ausgeglichen haben will. Praktisch jede der Frauen hatte ihr eigenes – teilweise sehr detailliertes – Bedarfsprofil. Die eine sagte, sie brauche in Freundschaften sehr, sehr viel Bestätigung. »Ich würde mich schlecht und unterlegen fühlen mit einer Frau, die viel klüger, hübscher, erfolgreicher ist als ich.« Eine andere fand das Thema für sich enorm kompliziert. So kompliziert, dass »ich immer total unsicher bin, wie genau man nun seine Gefühle dosiert«. Stets würde sie die potenzielle Enttäuschung der anderen mitdenken und deshalb eher Freundinnen bevorzugen, die wenig Ansprüche stellen. Im Stillen leistete ich meiner Freundin, der Seminarleiterin, Abbitte. Das hier war viel spannender, interessanter und lehrreicher als jeder Spätkrimi. Nachdem gerade jede der sechs Frauen grundverschiedene Vorstellungen darüber vorgetragen hatte, was für sie eine gute Freundin ausmacht, staunte ich darüber, wie es überhaupt zwei Frauen jemals gelingt, so viele und so unterschiedene Bedürfnisse und Erwartungen unter einen Hut zu bringen. Haben wir vielleicht einen serienmäßig eingebauten Radar dafür, wer zu uns passt und wer nicht? Eine Fernsteuerung, die uns immer zu genau der Frau bringt, mit der wir am

besten ›matchen‹? Auch ohne Hilfe von Tinder und Parship? Ganz allein? Warum nutzen wir diesen Radar dann nicht auch bei Männern? Oder kehren wir etwaige Unterschiede zwischen uns und unseren Freundinnen – wie in der Liebe – oft einfach unter den Teppich? Weil wir es gern harmonisch haben und Konflikte nur schwer ertragen. Besonders mit unseren Freundinnen. Gehört die ganze Idee von einer grundsätzlich wohlwollenden Frauensolidarität, davon, dass wir alle irgendwie kompatibel sein sollen, bloß weil wir Frauen sind, vielleicht dorthin, wo auch Dornröschen, der Osterhase und die Zahnfee zu Hause sind?

Obwohl, wenn jede von uns ihr eigenes Freundschaftsförmchen mitbringt, dann kann ich ja sowieso nicht erwarten, dass alle in mein Förmchen passen – und umgekehrt. Offenbart sich wahre Freundschaft also am Ende gerade darin, dass sie nicht durch Anpassung bewiesen werden muss? Wenn man die bleiben darf, die man in die Beziehung mitgebracht hat? Ohne sich von Carola lebenslang anhören zu müssen, was ihr da gerade gegen den Strich läuft? Oder muss man – wie bei der Partnersuche überhaupt – einfach so lange suchen, bis man das perfekt passende Gegenüber gefunden hat? Ohne sich vorab große Gedanken darüber zu machen, ob das eigene Förmchen nicht vielleicht viel zu speziell ist? Für den Anfang würde ich sagen: Mich entspannt allein schon die Feststellung, dass es so viele Unterschiede gibt. Ich finde es entlastend zu sehen, wie viel anders andere bei diesem Thema ticken. Vielleicht würde man an den bisweilen enorm verhärteten Freundinnenfronten endlich mal Frieden schaffen können, indem man sich ganz pragmatisch eingesteht, dass man verschiedene Ansprüche hat? Könnten wir uns so nicht nur manche Enttäuschung ersparen, sondern uns sogar näherkommen? Würde das nicht auch eine ziemlich stabile Brücke abgeben, in deren Mitte dann doch eine Menge Raum für all das wäre,

was eine Freundschaft ausmacht? Plus dem kleinen Extra, das bei den großen Unterschieden ja immer mitgeliefert wird: den eigenen Horizont um einen ganz anderen zu erweitern? Oder ist das, was mir dazu einfällt, bloß ein weiteres Freundschafts-einhorn mit ganz viel Illusionsglitzer?

Allein unter Fischstäbchen

Fakt ist: Allein kulturell gibt es große Unterschiede, was jeweils unter freundschaftlicher Innigkeit verstanden wird. In Finnland, wo ein Teil meiner Familie lebt, gilt schon die Frage »Wie geht's dir?« als extrem indiskret. Genauso gut könnte man sich bei einem Finnen erkundigen wollen, wann er das letzte Mal Sex gehabt hat. Nur weil die Finnen dauernd in die Sauna gehen und sich gegenseitig nackt sehen, bedeutet das nicht, dass sie auch emotional gern die Hüllen fallen lassen. Im Gegenteil. Einen Finnen oder eine Finnin wie ein Fischstäbchen für den Freundschaftsverzehr auftauen zu wollen, indem man ihm oder ihr einen gemeinsamen Cafébesuch vorschlägt, bloß weil man seit zwei Jahren etwa in demselben Büro sitzt, gilt als total übereilt und schockierend übergriffig. Erschwerend kommt hinzu, dass die Freundschaftsanbahnung dort praktisch nach der Schule abgeschlossen ist. Wer danach ins Land kommt, der sollte seine Freunde lieber gleich mitbringen oder sich einen Hund anschaffen, wenn er sich in den nächsten fünf Jahren mal richtig aussprechen will. Auch Engländer halten selbst in engen Freundschaften eher auf Distanz und würden einen Puerto-Ricaner damit schwer beleidigen. Der muss sein Gegenüber bis zu 180-mal in der Stunde berühren, um sich wohl zu fühlen. In Japan, wo die Distanzzonen so weit bemessen sind, dass sich selbst unter Verwandten die Anschaffung eines Fernglases und eines Megaphons lohnen

würde, sind offensive Gefühlsausbrüche ebenfalls absolut verpönt. Eher bleibt man immer hübsch an der Oberfläche und kann schon froh sein, wenigstens dafür jemanden zu haben. Die meisten der jüngeren Generation sind Einzelkinder. Einfach, weil Nachwuchs teuer ist und kaum jemand weiß, ob er nächstes Jahr noch eine Familie finanzieren kann. Immerhin haben in Japan über 40 Prozent der Werktätigen keine feste Stelle. Eigentlich gute Ausgangsbedingungen für Freundschaften als soziales Netz und sicherer Halt in schweren Zeiten. Aber der Existenzdruck und auch die strengen Regularien im Umgang miteinander haben vor allem Einzelkämpfer hervorgebracht. Schon Kinder sind hauptsächlich damit beschäftigt, den harten Selektionsdruck in der Schule auszuhalten, um am Ende vielleicht zu den bloß fünf Prozent der Oberschulabsolventen eines Jahrgangs zu gehören, die die Aufnahmeprüfung an der besten Universität bestehen. Schlechte Wachstumsbedingungen für Freundschaften, gut für Agenturen, die mit wachsender Nachfrage Selfie-Partner und Begleiter für einen Besuch im Vergnügungspark, für Feiern und Feste oder für den Besuch bei den Eltern vermitteln. Allein 800 Schauspieler hat etwa der professionelle Freundschaftsverleiher Family romance in der Kartei, die sich als ›friends‹ präsentieren lassen. Erstaunlich eigentlich, dass man sich dafür akustisch so nahe kommt wie hierzulande kaum die engsten Freunde – zum Glück. Denn selbst in den schicksten japanischen Restaurants wird Wildfremden mit lautstarkem Schlürfen demonstriert, was zumindest ein Europäer auf diese Weise so genau gar nicht wissen wollte: Wie großartig es einem schmeckt. Anders in den USA. Da braucht man nur mal in einen Diner zu gehen und fühlt sich gleich aufgehoben und verstanden. Jedenfalls von der netten Bedienung Kate, die einem gleich mal die wichtigsten Hürden für eine Annäherung nimmt. Sie fragt, woher man kommt, wie es einem in der Stadt gefällt und dass

sie ganz unbedingt mal nach Berlin reisen will. Möglich, dass man recht schnell auch zu hören bekommt, man müsse »unbedingt mal vorbeischauen«, und schon nach zwei Begegnungen als »gute Freundin« vorgestellt wird, ohne dass man sich dafür mit langen Gesprächen über Kindheit, Hobbys und Ehekrisen qualifizieren musste. Leider stellt sich genauso zügig heraus, dass man damit allenfalls eine lose Verabredung darüber hat, dass man sich kennt und irgendwie mag. Und zwar auf die Art, auf die die meisten Menschen auch Blumen, Hundewelpen oder Schokolade mögen. Keinesfalls aber hat man wechselseitig den bisweilen telefonbuchdicken Freundinnenvertrag mit seinen tausend Verbindlichkeiten und AGBs (Allgemeine Gefühlsbedingungen) unterschrieben, der in Deutschland üblich ist. Die Amerikaner sehen in der Familie immer noch die wichtigste und verlässlichste Bindung. Dennoch war es bei der Besiedelung des Landes manchmal überlebenswichtig, in einer neuen Umgebung möglichst schnell Kontakte zu knüpfen. Deshalb diese kulturell bedingte stille Übereinkunft, dass man grundsätzlich freundlich zueinander ist und einander unter die Arme greift.

Tränen zum Tee

Auch was die Belastungsgrenzen von Freundschaft anbelangt, gibt es deutliche Unterschiede. In den ehemaligen GUS-Staaten etwa sollte man möglichst nicht nur die Geburtstage der ganzen Familie von Bekannten, sondern ebenso Hochzeits- und Namenstage und andere wichtige Jubiläen auf dem Zettel beziehungsweise in seinem Kalender haben. Und zwar die von der für Internetanschlüsse zuständigen Dame ebenso wie die des Chefs, der Stationsschwester im Krankenhaus, in dem die Mutter gerade liegt, und natürlich des für sie zuständigen Arz-

tes. Potenziell alles Freunde, weil Freundschaft in Russland die hohe Kunst beschreibt, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Beziehungen ersetzen, insbesondere in der Sowjetzeit, die nicht funktionierenden Institutionen. Um bestimmte Waren zu bekommen, musste man eine Bekannte in einem Lebensmittelgeschäft haben. Wollte man sein Kind in einer bestimmten Schule anmelden, stellte man sich besser mit der Direktorin gut. Soziale Netzwerke waren für alle und alles entscheidend. Deshalb auch die Übereinkunft, kleine Gefälligkeiten und auch sehr große Gefallen zu erwarten und zu erwidern.

Meine Schwägerin hat in St. Petersburg studiert und eine Weile gearbeitet und dem Rest der Familie anlässlich einer Reise tiefe Einblicke in die besonderen Erwartungen an Beziehungspflege dort gewährt. Ich fand es erst wahnsinnig nett und dann unglaublich anstrengend, wie hoch und offensiv die Erwartungen an Freundschaft sind. Wie man hier plötzlich in Wohnungen von Leuten sitzt, nur weil die jemanden kennen, der jemanden kennt, der mit meiner Schwägerin befreundet ist. Und wie man dann gänzlich umstandslos zur Sache kommt, wenn man etwas will: einen Kontakt nach Deutschland, etwas verkaufen, eine finanzielle Unterstützung – nur vorübergehend –, weil ständig alle blank sind und die Lebenshaltungskosten explodieren. Niemand findet etwas dabei, das alles direkt anzusprechen. Zwar eingebettet in eine unglaublich großzügige Gastfreundschaft, zu der selbstverständlich Wodka und auch Schampanskoje gehörten. Aber unter konsequentem Verzicht auf die langwierigen Umwege, die wir aus dem Westen gewöhnlich nehmen, weil wir denken, wir müssten eine Freundschaft erst mal über Jahre einer Intensivpflege unterziehen, bevor wir sie mit anspruchsvollen Aufgaben strapazieren dürfen. Einmal waren wir nachmittags bei einem Professor und seiner Frau, einer Opernsängerin, eingeladen.